



New York, Sehnsuchtsstadt europäischer Auswanderer, hier im Jahr 1887 illustriert

LEBENSWELTEN  
DER ZUKUNFT

Nachhaltigkeit  
kompakt

# Neue Heimat

Wie können Städte Zuwanderer integrieren und von Migration profitieren? Drei Vorschläge

Text Niels Boeing

Illustration Carsten Raffel

Die Verstärkung der Menschheit ist das, was Zukunftsforscher einen Megatrend nennen. Derzeit lebt die Hälfte der Menschheit in Städten, 2050 werden es nach Prognosen der Vereinten Nationen sogar zwei Drittel sein. Viele werden in die Megalopolen des Südens ziehen. Die Orte der Hoffnung indes sind die Städte Nordamerikas und Europas. Letztere scheinen so viel Wohlstand und Sicherheit zu versprechen, dass bei der Überfahrt über das Mittelmeer Hunderttausende ihr Leben aufs Spiel setzen. Und Migrationsforscher sind sich einig: Ein Ende ist nicht in Sicht – der große Treck Richtung Norden hat gerade erst begonnen.

Denn obwohl durch die Globalisierung Hunderte Millionen Menschen aus absoluter Armut herauskommen konnten, ist der westliche Wohlstand davongeeilt. 1950 lag das durchschnittliche Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Kopf im Westen, in Kaufkraft ausgedrückt, bei 6300 Dollar – das Siebenfache des afrikanischen. 2001 war es mit 22 800 Dollar auf das 15-Fache des afrikanischen BIPs pro Kopf gewachsen. »Die größer werdenden Unterschiede zwischen Arm und Reich machen





Hauptbahnhof München, am 13. September 2015, ein Symbol der Willkommenskultur

Migration zu einer verlockenden Option«, sagt der italienische Demografie-Forscher Massimo Bacci.

Große Teile der europäischen Öffentlichkeit wollen dies nicht wahrhaben. Ein Umdenken könnte einsetzen, wenn sich herumspricht, dass der Wohlstand Europas gefährdet ist. Bacci macht folgende Rechnung auf: 2010 lebten in Europa und Russland 740 Millionen Menschen. 210 Millionen zwischen 20 und 40 Jahren standen 121 Millionen Rentner gegenüber. 2030 werden die Rentner an den Jungen vorbeigezogen sein. 162 Millionen Senioren stehen dann 155 Millionen Menschen in der Blüte ihres Lebens gegenüber. Ein Problem für die Sozialsysteme. Die europäisch-russische Öffentlichkeit müsste angesichts dessen eigentlich ausrufen: Seid willkommen, liebe Migranten!

Danach sieht es derzeit nicht aus. Denn solch nüchterne Zahlen sagen noch nichts darüber aus, wie der Zuzug vor allem in die Ballungsräume gelingen kann. Viele fürchten die Entstehung von Ghettos, andere argumentieren, es sei schlicht kein Platz vorhanden. ZEIT Wissen hat einen Migrationsforscher, einen Architekten und eine Soziologin gebeten, ihre Sicht auf Stadt und Migration zu schildern.

## Wie Zuwanderung Köln verändert hat,

studiert der Migrationsforscher Erol Yildiz von der Universität Innsbruck

»Städte sind ohne Migration, also ohne die Bewegung von Menschen, nicht denkbar. Die Vorstellung, Städte seien im Urzustand eigentlich homogen und Zuwanderung würde diese Homogenität zerstören, ist ein Mythos. Historisch gesehen ist es umgekehrt: Nicht die Sesshaftigkeit ist der Normalfall, sondern die Migration. Erst mit der Bildung von Nationalstaaten versuchte man, diese einzuschränken.

Der Begriff »Migration« hält den Mythos aufrecht, weil er die Bewegung von Menschen bewertet. Wer als Europäer auf der Suche nach einem Job umzieht, ist mobil. Wer von weit weg kommt, ist Migrant. Das setzt sich dann fort in der Rede von der »Ghetto-Bildung« in Stadtteilen, in denen sich Migranten niederlassen. Da, wo nur Einheimische wohnen, wird nie von Ghetto gesprochen. Warum eigentlich nicht?

Migration wird bis heute nicht mit Mobilität assoziiert. Nehmen Sie die Roma – mobiler geht es gar nicht. Aber sie werden nicht so wahrgenommen.

Anfang der neunziger Jahre haben wir in Köln-Ehrenfeld eine Studie gemacht. Fragten wir: Wie ist das multikulturelle Zusammenleben hier?, weckte das Wort »multikulturell« bestimmte Konnotationen. Es ging gleich um Türken und Kurden. Fragten wir: Wie ist das Leben hier?, dann haben die Leute etwas völlig anderes erzählt. Ich plädiere deshalb für einen »post-migrantisches« Blick auf Stadt: Die Stadt besteht aus Menschen, die da sind. Das muss der Ausgangspunkt sein – nicht eine wertende Unterscheidung.

Wenn man einmal verstanden hat, dass Städte immer durch Mobilität entstanden sind, folgen daraus andere Konzepte von Urbanität als »Integration«. Es geht dann darum, alle Menschen an der Gestaltung der Stadt zu beteiligen und ihren Anteil auch anzuerkennen.

Im Alltag funktioniert das längst. Köln beispielsweise ist stolz auf seine Open-Air-Kultur: draußen zu sitzen, zu reden, zu essen, zu trinken. Das gab es anfangs nur in sogenannten Migrantenvierteln wie der Keupstraße. Die Zugezogenen haben dort viel zur Wiederbelebung der Straße, des öffentlichen Raums beigetragen. Heute ist das Draußensein so normal, dass man es nicht mehr mit Migration in Verbindung bringt.

Wenn Stadtplaner wirklich nachhaltig denken, sollten sie solche Viertel unterstützen und nicht stigma-

tisieren. Sie sollten anerkennen, dass es oft Migranten waren, die mit ihren quartiernahen Geschäften Leben auf die Straßen brachten und entscheidend zur Sanierung heruntergekommener urbaner Räume beitrugen, die von den Planern längst aufgegeben worden waren. Dass migrationsgeprägte Stadtviertel oft auch eine besser funktionierende Infrastruktur aufweisen.

Stattdessen entwickeln jetzt alle Städte Integrationsleitbilder. Diese Leitbilder folgen immer noch der alten Logik. Sie fragen: Wie kann man »die« integrieren? Anstatt zu sagen: Es geht um die Zukunft der Stadt, wie kann man alle daran beteiligen?»

## Flüchtlingswohnungen auf dem Finanzamt?

Klar! Behördendächer sind stabil, sagt der Architekt Jörg Friedrich

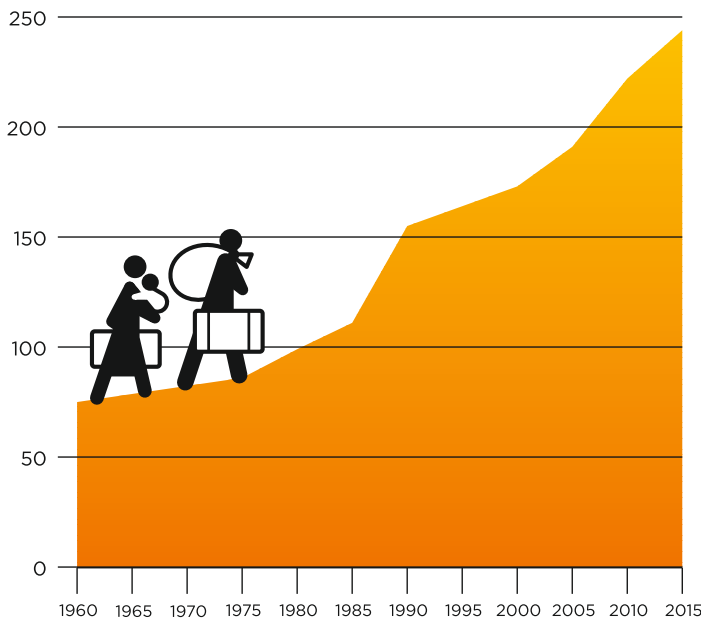
»Die rund eine Million Flüchtlinge seit 2015 haben Politik, Verwaltungen und Stadtplaner auf dem falschen Fuß erwischt. Das ist erstaunlich. Denn Ansätze, wie man die Neuangekommenen in den Städten unterbringen kann, gab es bereits. Als in den neunziger Jahren viele Spätaussiedler nach Deutschland kamen, wurden ähnliche Vorschläge gemacht, wie sie jetzt diskutiert werden: Die neuen Migranten sollen möglichst nicht am Stadtrand und schon gar nicht isoliert angesiedelt, Neubauten nicht überstürzt hochgezogen werden. Die architektonischen Vorschläge lauteten damals schon: aufstocken, anbauen, in Gärten zubauen. Die Vergesslichkeit ist umso erstaunlicher, als die Problematik auch in den Neunzigern nicht neu war. Bereits nach dem Zweiten Weltkrieg mussten Millionen Flüchtlinge und dann in den frühen Siebziger die angeworbenen Gastarbeiter mit Wohnraum versorgt werden.

Die Siedlungen im Nachkriegsdeutschland entpuppen sich dabei als wegweisend. Trotz kleiner Grundrisse hat man damals feine, saubere, praktische Wohnungen gebaut, die auch noch hervorragend zur Sonne ausgerichtet waren. Es sind Häuser, die sich im Laufe der Zeit weiterbauen ließen und an geänderte soziale Verhältnisse anpassen konnten. Der Blick zurück kann uns Architekten heute sehr helfen. Denn es ergibt keinen Sinn, trotz des Handlungsdrucks schnell etwas hinzustellen, was man in zwei Jahren wieder abreißen muss. Die Wohnungstypologien müssen für andere Bewohnergruppen erweiterbar sein.

Das bedeutet: wachstumsfähige Grundrisse schaffen, genug Raum zwischen den Baublöcken erhalten, das Haus nicht ganz fertig bauen. Auf Aufzug, Balkone und große Bäder kann man erst einmal verzichten – die können später dazukommen. Nur energetisch muss das

### Anzahl der Migranten weltweit (in Millionen)

Als Migranten definieren die UN Menschen, die nicht in ihrem Geburtsland leben. Die meisten (47 Mio.) wohnen in den USA. Platz 2 und 3: Deutschland und Russland mit jeweils ca. 12 Mio.



Gebäude von Anfang an gut gebaut sein, denn sonst macht der Energieverbrauch das Haus richtig teuer.

Freie Flächen sind vorhanden. Überall in den Städten stehen belastbare, mehrgeschossige Flachdach-Bauten – Universitätsgebäude, Sparkassen, Verwaltungsgebäude. Darauf kann man aufbauen. Wohnungen für Flüchtlinge auf einem Finanzamt – warum eigentlich nicht? Zudem sollten wir über eine »serielle Architektur« nachdenken. Unter Architekten ein ganz heikles Thema, weil es oft mit dem sozialistischen Wohnungsbau konnotiert ist, in dem ein und derselbe Typus tausendfach hingestellt wurde. Es geht aber um eine serielle Bauweise, wie sie in der Autoindustrie gang und gäbe ist: Im Bentley und im Golf beispielsweise nutzt Volkswagen dieselben standardisierten Plattformen, auf denen dennoch unterschiedliche Modelle entstehen.

Eine Erkenntnis hat sich bislang kaum herumgesprochen: Wir haben ein Wohnungsproblem, das durch die neue Migration nur zugespitzt wurde. In deutschen Städten fehlen Zigtausende Wohnungen für Studenten, Geringverdiener, junge Familien. Wenn wir Migranten gegen diese anderen Wohnungssuchenden ausspielen, schüren wir Konflikte. Auch deshalb ist es bei allen Planungen wichtig, auf eine Mischung zwischen Einheimischen und neu Hinzugezogenen zu achten.«

## Wie Zuwanderung glücklicher macht,

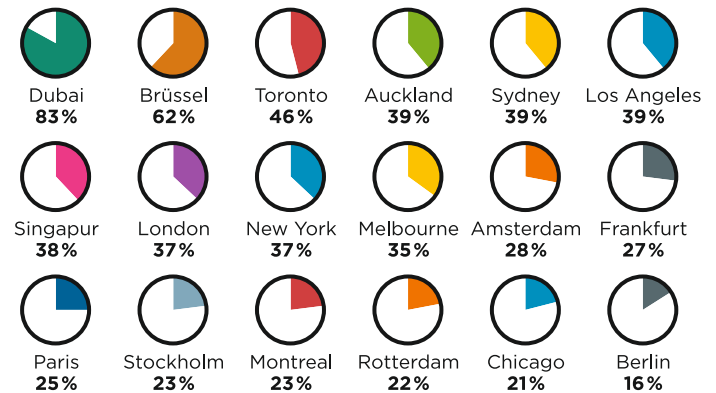
erklärt die Soziologin Patricia Wratil vom Wissenschaftszentrum Berlin

»Im Sommer 2015 hat das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung deutschlandweit über 3000 Menschen ausführlich befragt (in Zusammenarbeit mit der *ZEIT* und infas). Ein bemerkenswertes Ergebnis der repräsentativen Vermächtnis-Studie: Menschen mit einem vielfältigen Freundeskreis hinsichtlich Alter, Schichtzugehörigkeit, Nationalität oder sexueller Orientierung haben eine sehr viel positivere Weltanschauung. Um genau zu sein: Bei Menschen dieser Gruppe deckt sich das Leben, das sie sich wünschen, weitgehend mit dem Leben, das sie für die Zukunft erwarten. Bei Menschen mit einem weniger vielfältigen Freundeskreis klappt Wunsch und Zukunftserwartung hingegen zum Teil deutlich auseinander. Es gab aber noch eine zweite Gruppe, die überdurchschnittlich positive Weltanschauungen zeigte: Migranten der ersten Generation.

Die Diversitätsgruppe, um sie einmal so zu nennen, ist aufgrund von drei soziokulturellen Besonderheiten sehr interessant: Sie sind oft Städter; sie haben häufiger einen Migrationshintergrund; sie sind ansonsten aber sehr unterschiedlich, was die Zugehörigkeit zu einer

### Ausländeranteil in ausgewählten Metropolen

Dubai und Brüssel ziehen viele Arbeiter aus dem Ausland an. Forscher reden von Gateway-Citys. (Für diese Statistik werden Einwohner gezählt, die jeweils keine Staatsangehörigen sind)



sozialen Schicht betrifft – wir finden hier Menschen sowohl mit niedrigem als auch mit hohem Einkommen, mit hohen ebenso wie mit niedrigen Bildungsabschlüssen. Es handelt sich also nicht um eine Art Elite der Globalisierung.

Auffällig ist, dass die Menschen der ersten Gruppe alle sehr gut in ihrem Stadtviertel eingebunden sind. Gerne nutzen sie ihre Wohnung als sozialen Treffpunkt. Sie funktionieren also geografischen in sozialen Raum um. Die Angehörigen der zweiten Gruppe, also die Migranten der ersten Generation, haben ein anderes Verhältnis zu ihrer Wohnung: Für sie ist sie oft der einzige Ort der Geborgenheit, ein privater Raum.

In einer Folgestudie im vergangenen Sommer haben wir auch die Angst vor Migration, vor Überfremdung in den Blick genommen. Mit zwei Ergebnissen: Wenn Menschen in Berührung mit Migranten kommen, haben sie weniger Angst. Und sie haben auch weniger Angst, wenn sie überzeugt sind, dass sie selbst die sozialen Verhältnisse beeinflussen können.

Anhand dieser Untersuchungen können wir noch nicht sagen, was zuerst kommt: die Offenheit oder der diverse Freundeskreis. Was sich jedoch sagen lässt: Wer Zufriedenheit mit dem eigenen Leben und positive Zukunftserwartung fördern will, muss die Vielfalt in den Quartieren stärken. Das hat zum einen auch den Vorteil, dass in unserer alternden Gesellschaft eine Einbindung älterer Menschen besser gelingen kann. Zum anderen können die Diversitätsgruppen selbst davon profitieren, weil Vielfalt für sie eine Ressource darstellt.

Eine Botschaft an die Politik wäre deshalb: Schafft vielfältige Quartiere, sorgt dafür, dass Menschen die Möglichkeit haben, vielfältige Freundeskreise aufrechtzuerhalten oder zu entwickeln. Die Stadt ist der Raum, in dem das am leichtesten gelingt.« –